

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 116 (2022)
Heft: 10-11

Artikel: Haschachar - Der Morgen. Oder : die Seherin von Zürich
Autor: Benyoëtz, Elazar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1008171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haschachar – Der Morgen. Oder: Die Seherin von Zürich

Elazar Benyoëtz

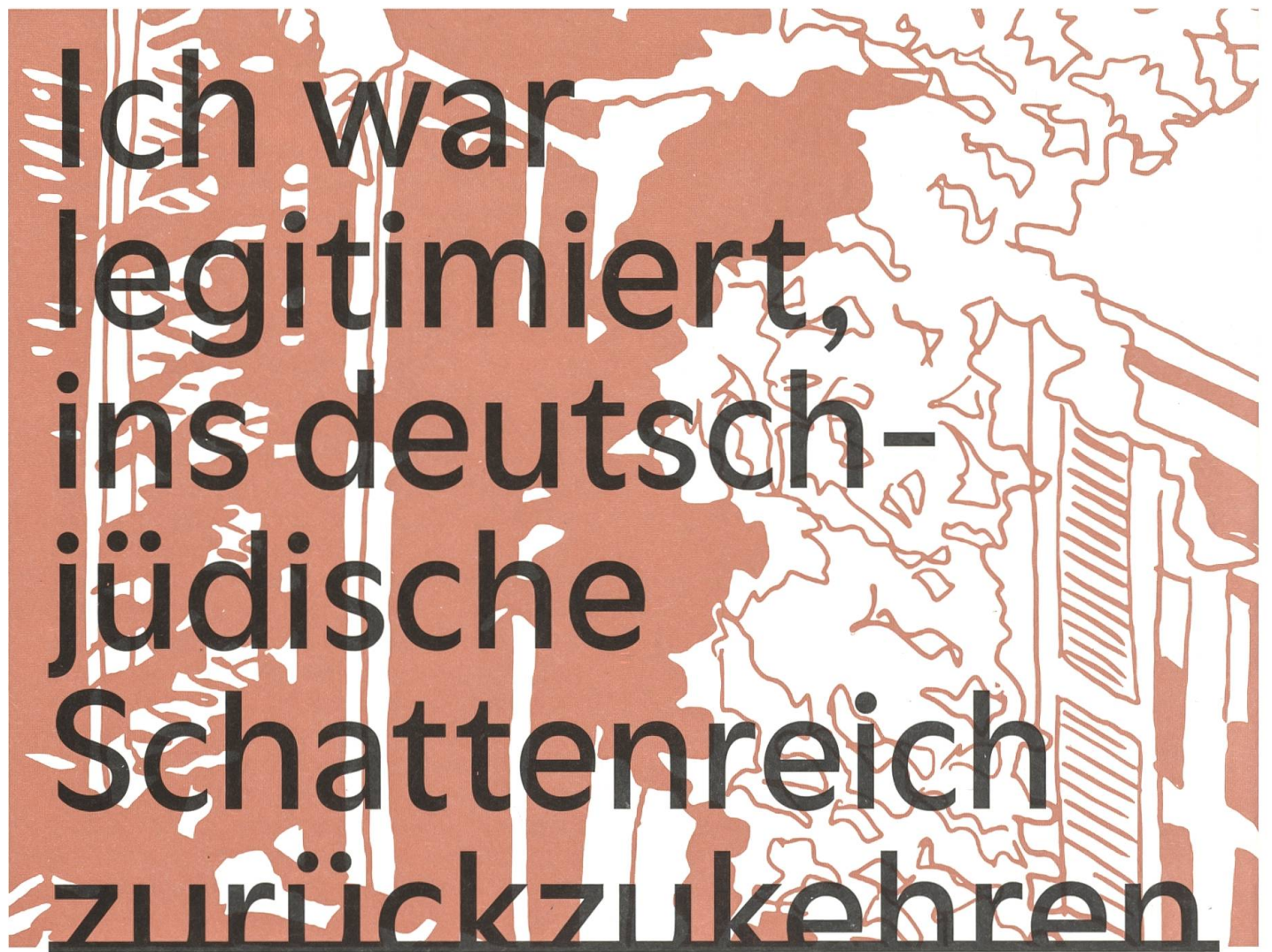
Berlin, im Oktober 1966

Liebe Frau von Bodman,
Wie ich zu Margarete Susman kam? Ich war in den Jahren 1958–1960 Lektor und Bibliothekar am Rabbi Kook Institut, Jerusalem, und hatte vorübergehend mit deutschen Zeitschriften zu tun, die ausser mir in diesem Institut keiner lesen konnte, ich selbst auch nur unzulänglich und mit Mühe. Eine dieser Zeitschriften, eine mit vornehmem Satzspiegel, hiess *Der Morgen* und war im Philo-Verlag, Berlin, erschienen: ein jüdischer Verlag mit apologetischem Schwergewicht; kurz vor dem Untergang des deutschen Judentums gegründet. Auch *Der Morgen* war nicht aus dem Geist des Morgenlandes geboren, und die die vornehme Zeitschrift lasen, merkten nicht, dass es Abend geworden war und die Macht der Finsternis sich ausbreitete. *Der Morgen* erschien tatsächlich bis in die Nacht hinein. Und so brach für mich ein Morgen an und mit ihm die Paradoxie meines Lebens.

Der Morgen heisst auf Hebräisch wortgetreu und titelmässig *Haschachar*, und so hiess eine hebräische Zeitschrift, die siebzig Jahre vorher in Wien erschienen war und so viel bedeutete wie die Morgenröte einer neuen

hebräischen Literatur und das Erwachen eines neuen jüdischen Nationalbewusstseins. An diesem gemessen war der Berliner *Morgen* ein tragischer Anachronismus; für unsereins im Israel der 1950er Jahre gar nicht zu fassen. Gegeneinander und einander gegenüber hatte ich beide Zeitschriften auf meinen Regalen. Und doch hatte die Berliner Zeitschrift den grossen Vorzug des literarischen Niveaus und des unverwüstlichen Stils. Sie war mit Vergnügen zu lesen. Das war *Haschachar* schon lange nicht mehr. Für den Anfänger, der sich ins Deutsche allmählich hineintastete, war schon das blosses Blättern ein Labsal. Alles daran roch angenehm nach Qualität.

Bei diesem Durchblättern geschah es nun, dass ein Unverhofftes in mein Leben einbrach. Das ereignete sich im 5. Jahrgang, im Aprilheft des Jahres 1929, zwischen den Zeilen eines Aufsatzes, betitelt: *Kafka und das Hiobproblem*. Ich las ihn mehr mit Ohren als mit Augen und mit allen Fingern, die ich dann nacheinander ableckte. Hier war unleugbar der Anfang eines Verständnisses nicht bloss für Kafka, sondern auch für uns heute, die wir Kafka zwar nicht vergessen können, aber schon vergessen dürfen, denn was vor seinem seherischen Blick aufging, ist nur der von uns gebliebene Rest. Wäre er kein Dichter, er könnte bei uns in die Schule gehen. Aber anno 1929 gab es noch nicht einmal diesen Kafka, und keiner war da, der es vermochte, ihn auf das Hiob-Problem von morgen und übermorgen zu führen, bis auf die eine, die Margarete Susman hiess. Das nämlich war der Name der Verfasserin, und ich vernahm ihn hier zum ersten Mal. Meine Reaktion auf den Aufsatz war die eines «Spätgeborenen», die Unruhe, die mich packte, schien mir selbst unzeitgemäss. Der Aufsatz tat längst seine Wirkung, und seine Botschaft erreichte die besten der Zeitgenossen; nur hatte ich das alles damals weder gewusst noch wissen können. Mich trafen die Sichtweise und die Stimme, die da zu mir, ja nur zu mir sprach. Dass die Verfasserin Dichterin sei, stand für mich ausser Frage. Ich machte mich unverzüglich auf die Suche und fand tatsächlich Gedichte von ihr in Anthologien. Es blieb nun die entscheidende Frage: Lebt sie noch? Meine Nachrechnungen liefen auf «unwahrscheinlich» hinaus. Die Frau, die diesen Aufsatz geschrieben hatte, konnte, als sie ihn schrieb, nicht mehr jung gewesen sein. Die Zeitschrift selbst sprach andererseits nicht von einer Klarsicht, die ein Entrinnen und Überleben versprochen haben würde. Wer da schrieb, war dem Deutschen verfallen. Margarete Susman wäre demnach entweder von den Nazis gemordet oder vom



Ich war legitimiert, ins deutsch- jüdische Schattenreich zurückzukehren

Alter eingeholt. Ich begann herumzufragen und hatte bald Glück. Mit Übersetzungen aus dem lyrischen Werk der Lasker-Schüler befasst, stand ich in Kontakt mit deren Nachlassverwalter, dem Dichter Manfred Sturmann. Eines Tages fragte ich ihn, ob ihm der Name M. S. etwas sage. O ja, sagte er, eine grosse Dichterin, und sie lebt in Zürich; hochbetagt und dem Erblinden nah. Meine Freude war ohne Ende. Hochbetagt, dem Erblinden nah, jedoch: auf dieser Welt, ansprechbar und liebzuhaben. Ihr Geburtstag, der 85., denke ich, stand bevor. Ich säumte nicht, ich übersetzte schnell aus den von mir bereits zusammengetragenen Gedichten und liess zwei, die mir besonders glückten, mit ein paar Zeilen als Geburtstagsgruss noch rechtzeitig abdrucken.

Das war ein erster, lebendiger Gruss aus der ihr verloren gegangenen Heimat. Ihre alten, ganz deutschen Gedichte suchte ich hebräisch zu beseelen. Das war der Anfang. Zu diesem gehörte ein Bild, das Gustav Landauer von ihr entworfen hatte und das ich in seinen Briefen fand, ein Bild, das mir unvergesslich bleiben sollte: «Ich möchte Sie einer Palme vergleichen dürfen und meine damit: in Ihrem nach der Höhe und Tiefe Begehren, in Ihrem Verkehr mit den Säften der Erde, der hohen Luft

und dem Licht sind Sie eine durchaus erhabene, heroische Natur.» Ich hörte von da an nicht auf, sie als Palme zu sehen und im Verkehr mit den Säften der Erde, der hohen Luft und dem Licht.

Ich hatte damals auch einen Traum von ihr: Gustav Landauer war Herr von Bendemann im Traum. Es war mein erster jüdisch-deutscher Traum, und es war auch der Traum von der ankommenden Grossmutter.

Von diesem Anfang muss ich zum Ursprung zurückkehren, zu meinem Elternhaus in Tel-Aviv. Im Jahre 1944, wenige Monate nach dem Tod meines Vaters, hiess es, die Grossmutter und die Urgrossmutter dürften Budapest verlassen, und sie wären eben im Kommen, gerade, bald ...

Mein Schwesterlein und ich – ich sehe es wie heute –, wir liefen hinaus über einen nahen Hügel. Rundherum pflückten wir «Margaretkelech» für die geliebten Grossmütter, die da unterwegs zu uns waren. Allein, sie waren nicht im Kommen und trafen nie ein. Die Erwartung wurde furchtbar enttäuscht. Sie wurde zu einer tiefen, ewig klaffenden Entbehrung. Was mir von Grossmutter und Urgrossmutter blieb, war nichts als diese Erinnerung an den Hügel.

Was mich beim Lesen jenes Aufsatzes so unverhofft ergriff, war das Erwachen des

Lückenschmerzes und damit auch der Hoffnung auf ein Zusammenwachsen des auseinandergerissenen Gefühls. Ich war entschlossen, meine Grossmutter zu finden, und also entschlossen, nach Zürich zu reisen.

Als ich endlich das Dachzimmer in der Krönleinstrasse 2 betrat, trat ich zwar vor die hin, die da thronte, der Boden war aber längst Heimatland, und was sich ereignete, war ja auch schon längst geschehen; bei mir wie bei ihr, bei ihr nicht weniger als bei mir. Ich habe sie gesucht, sie hatte auf mich gewartet. Sie ist mir ganz natürlich geworden, was sie mir – und nur mir war: Grossmutter. Und so natürlich, von urher bestimmt und jäh wurde ich ihr Enkel. Allerdings war sie auch noch die Seherin und ich auch der Wanderknabe. Das galt der Fantasie und dem endlosen Gespräch. Wir hörten keinen Augenblick auf, Dichter zu sein.

Das war mein spätes «Morgen-Glück», aber auch schon der Anfang einer Reise an das Ende meiner Nacht: mit dem neuen, ebenso echten wie falschen Ahnenpass, als Enkel Margarete Susmans und dadurch legitimiert, ins deutsch-jüdische Schattenreich zurückzukehren und das Erbe, für dessen Schwere mir die Schulter noch nicht gewachsen war, anzutreten.

Ihr Elazar Benyoëtz

- Der Brief ist publiziert in: *Die Seherin von Zürich*. In: Elazar Benyoëtz: *Treffpunkt Scheideweg*. München 1990, S. 115–118.

Für die Publikation in den *Neuen Wegen* fügte Elazar Benyoëtz dem Text zu Susman die folgenden zwei Zitate an, die «das Verhältnis zueinander und zum Deutsch-Jüdischen wiedergeben».

Der gefeierte
deutsche Dichter an seinen
jüdischen Lehrer und Freund

«Wenn Du für mich bist,
wer will wider mich sein!
Dass Du mich vergessen könntest
denk ich freilich nie;
aber verschmerzen.
Ich habe mich oft gefragt,
ob Du nicht Deine Hoffnungen
in mir geliebt habest.»

Paul Heyse an Jacob Bernays,
München, 25. Juli 1855

Treue – eine Hand voll Hand

«Man geht über ein schmales Brett
viel sicherer, wenn man weiss,
dass es eine Hand gibt,
die man im Notfalle ergreifen kann.
Ich wünsche nur das Eine:
das sichere Gefühl zu haben,
dass Sie meine Ihnen
entgegengestreckte Hand
ebenso brauchen
wie ich die Ihrige.»

Lew Tolstoi an Gräfin
Alexandra Andrejewna Tolstoi

Dmitri Mereschkowski dazu:
«Beide kennen den Abgrund,
über dem sich die beiden Hände berühren,
doch keiner von beiden zieht seine
Hand zurück.»

Dmitri Mereschkowski: *Der heilige Leo*.
In: Ders.: *Auf dem Wege nach Emmaus*.
München 1919, S. 99.

- Elazar Benyoëtz, *1937 in Wien, lebt seit 1939 in Jerusalem und Tel Aviv. Er ist Aphoristiker und Dichter in deutscher Sprache. Er wurde für sein Werk vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Adalbert-von-Chamisso-Preis und einem Ehrendoktorat der Universität Bern.
- Elazar Benyoëtz schreibt der Redaktion *Neue Wege*: «Es ist ein grosser Moment meines <Ablebens>, dass meine Grossmutter endlich wieder grossgeschrieben wird, die grosse Grossmutter, welche ich mit meinem Brief an meine kleine Grossmutter – Clärle von Bodman – über Jahre, lang allein in Erinnerung gehalten habe. Nicht vergebens, ich danke Gott, es gehörte zum Wenigen, das mir im Leben gelang, so abseitig es auch war. [...] Es ist mir eine Genugtuung, dass Margarete Susman in wachsendem Masse die Gelegenheit bekommt, ihre Stimme aus dem Grab zu erheben – und gehört zu werden. Die Geschichte einer Stimme und ihr verzögertes, aber weit nachfolgendes Echo. [...] Vor Kurzem wurde – «mir zur Feier» – am Rosenzweig-Zentrum der Hebrew University am Mount Skopus in Jerusalem eine Autorenbibliothek eingeweiht. Es ist keine grosse Bibliothek, sie enthält aber alle Bücher Margarete Susmans, einige mit Widmung, und Bücher aus ihrer eigenen Bibliothek, die auf mich zugekommen sind und jetzt zu sehen und zu erforschen wären (z. B. Hermann Cohen, Franz Rosenzweig, Gustav Landauer, Ernst Bloch, Leon Schestow). Es ist mein heisser Wunsch, dass an meiner aufgeblätterten «Ruhestätte» ein Zweig der oder für die Susman-Forschung blühe. Ich lebe in Tel-Aviv und nun, zum ersten Mal in meinem Leben, ohne Bücher Margarete Susmans. [...] Und jetzt feiern Sie den 150. Geburtstag, wie schön für mich, dass ich, die Jahre zählend, es noch erleben darf.»



bref

Das Magazin der Reformierten

Demokratie in Gefahr

—
Eine Historikerin warnt
vor der Phalanx
der Religiösen Rechten

Jetzt lesen.
www.brefmagazin.ch



In *bref* N° 5+6 / 2022:

Christlicher Nationalismus gilt vielen als marginales Phänomen, das einzig die USA betrifft. Doch die Bewegung prägt zunehmend auch den Diskurs in Europa, warnt die Historikerin Annika Brockschmidt. Ein Gespräch über rechte Kampfbegriffe, einen blutgetränkten Jesus und die Aushöhlung der Demokratie.